



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Heimat.

und wischten dabei die hellen Schweißtropfen von der Stirne.

Ich erinnerte mich dabei wieder der wackeren Nkombenzani, die so streng kommandiert hatte, und frug sie, ob sie wohl bald getauft werden möchte. „O ja,“ antwortete leuchtenden Auges das Kind und faltete dabei unwillkürlich die dicken Händchen zum Gebete. „Ich werde dir einen schönen, christlichen Namen geben lassen,“ fügte ich bei, „und an die guten Leute, die drüben überm großen Wasser wohnen, schreiben, damit du eine weiße Patin und Mutter bekommst. Bist du damit einverstanden?“ Da jauchzte und jubelte die muntere Kleine und sprach ganz entzückt: „O, wie freue ich mich, Infojazana! Wie lieb und gut bist du!“

Wer von unsern geehrten Leserinnen will mir nun helfen, dieses mein Versprechen auch zu halten? Nkombi-

Nun, schließlich ging es doch. Wir kamen glücklich in die Ebene, glücklich über den Umsimfulu, und gerade, als es in Ezenstochau zum „Engel des Herrn“ läutete, war ich wieder daheim. Ich saß noch immer „hoch zu Ross“ und bedauerte es nun fast, gar kein „Abenteurer“ erlebt zu haben. Nur Geduld, es ist noch nicht aller Tage Abend!“

(Fortsetzung folgt.)

Heimat.

Vom Hochw. P. Eligius Müller.

Missionsstation Kevelaer, 10. Februar 1914. —
Nach dem Worte „Mutterliebe“ gibt es kaum ein zweites, das so wunderbar das Herz ergrieffe, als die Worte: „Heimat, Vaterhaus und Vaterland“. In allen Zungen und Sprachen wird die traute, unvergeßliche



Entgleisung der Extrapost. (Missionsstation Mariatrost.)

enjana ist ein braves Mädchen, und ich bin überzeugt, sie wird einmal auch eine gute Christin werden, die es mit ihren religiösen Pflichten recht ernst nimmt.

Mittlerweile war es vier Uhr geworden, und wir schickten uns an, unsere Pferde wieder zu besteigen, um den Rückweg anzutreten. An Begleitung fehlte es uns dabei nicht, denn alle Schulkinder rannten hinten drein. Schwester Domitilla sagte, das sei jedesmal so, namentlich seien die Knaben eifrig im Deffnen und Schließen aller Feldtore und schauten ihr dann noch lange nach. Hart neben meinem Köhlein lief ein Junge, namens Ndhlela (sprich Ndhshléla), er klopfte meiner Kelly zutraulich auf den Leib und meinte: „Nfojazana, dein Pferd hat sich heute aber satt gefressen, das kann dich gut ragen!“ Wahrscheinlich wünschte er im stillen, es möchte nun einen flotten Trab oder gar Galopp antreten; doch ich war anderer Meinung. Ich saß so erbärmlich auf meinem einseitigen Herrnjattel, und der Weg führte so steil bergab, daß ich die größte Mühe hatte, mich festzuhalten.

„Heimat“ besungen. Wie sehnten sich die Israeliten in der Gefangenenschaft zu Babylon zurück nach dem gelobten Lande, und die Patriarchen Jakob und Joseph äußerten noch auf dem Sterbebette den Wunsch, wenigstens im Lande ihrer Väter begraben zu werden.

Die Liebe zur Heimat und zum Vaterland ist von Gott selbst dem Menschenherzen eingepflanzt und daher löblich und gut, nur sollen wir über der Liebe zur irdischen Heimat nicht die Sehnsucht nach der ewigen Heimat, dem Himmel, verlieren. Denn Fremdlinge und Pilger sind wir und haben hienieden keine bleibende Stätte. Gottes Wille über alles! Jeder soll ungesäumt Gehorsam leisten können, wenn an ihn ein ähnlicher Ruf ergeht, wie einst an Abraham? „Ziehe fort aus deinem Lande und von deiner Verwandtschaft und aus dem Hause deines Vaters und gehe in das Land, das ich dir zeigen werde.“ Gen. 12, 1.

Wir Missionare haben Gott und den unsterblichen Seelen zulieb unsere Heimat verlassen, haben dagegen im Kloster ein zweites Vaterhaus und in der Mission

eine neue Heimat gefunden. Die Liebe zur alten Heimat ist damit nicht geschwunden, sondern nur veredelt und vergeistigt worden. Und dies alles ist die Wirkung unseres heiligen Glaubens. Wir sehen dies auch bei unsern neubefehrten Christen. Auch der Schwarze liebt seine Heimat. Der arme, rauchgeschwärzte, höchst unansehnliche Kaffernkraal, in dem er geboren und wo die lieben Eltern und Geschwister wohnen, bleibt ihm unvergeßlich, auch wenn er in der Fremde die schönste Wohnung gefunden, und mit Macht zieht es ihn wieder in die alte Heimat zurück.

Wie viele Beispiele könnten wir da von unsern schwarzen Schulkindern anführen. Allein, trotz ihrer Liebe zur Heimat verlassen sie nicht selten den elterlichen Kraal, eilen viele Stunden weit der Missionsstation zu und sind durch keine Bitten und Drohungen seitens der heidnischen Eltern und Verwandten zur Rückkehr zu bewegen. Woher diese wunderbare Seelenstärke, dieses heldenmütige Ankämpfen gegen alle Triebe der Natur? Das ist die Macht des heiligen Glaubens, die Ueberlegenheit der Gnade über die bloße Natur.

Ähnlich wie die Kinder handeln auch vielfach die Erwachsenen. Wenn es z. B. gilt, den letzten Taufunterricht zu empfangen oder sich auf die erste heilige Kommunion vorzubereiten, da müssen sie nicht selten auf mehrere Tage, unter Umständen sogar auf Wochen ihre Heimat verlassen, um nach der Missionsstation zu ziehen, wo ihrer eine neue, ganz ungewohnte Lebensweise unter steter Aufsicht und strenger Tagesordnung wartet. Es ist das für die schwarzen Neubefehrten ein schweres Opfer, und dennoch bringen sie es Gott und ihrem heiligen Glauben zulieb mit Freuden. Ja, die Station wird ihnen gleichsam zur zweiten, geistigen Heimat. So wollten jüngst auf unserer Missionsstation Ezenstochau zwei von auswärts gekommene Kaffern die Wohnung des Missionars auch von innen ansehen. Als Grund gaben sie an, es sei das ebenfalls ihre Heimat.

So hier in Revelaer. Ziemlich weit von unserer Missionsstation entfernt, wurde die junge Frau eines Neuchristen schwer krank. Als man ihr bedeutete, es sei wohl wenig Hoffnung auf Wiedergenesung vorhanden, ließ sie durch ihre Verwandten den Hochw. Vater Superior bitten, zur Missionsstation kommen zu dürfen; dort sei ihre Heimat, in der Nähe der Kirche, unter dem Beistand des Priesters, mitten unter den Gläubigen wolle sie sterben, und hoffe, so sicher in den Himmel zu kommen. Ihre Bitte wurde gewährt. Sie kam hieher und verstand es, die kurze Lebensfrist, die ihr noch gönnt war, gut auszunützen. Kurz vor ihrem Tode empfing sie nochmals die heilige Kommunion und sah dann wunderfame Dinge; es war ihr, als komme die liebe Muttergottes selbst, um sie in die ewige Heimat abzuholen.

Vor ganz kurzer Zeit wurde ich ebenfalls zu einer kranken, jungen Frau gerufen. Ihr ganzer Leib war hochangeschwellen, eine Krankheitsform, die unter den hiesigen Schwarzen vielfach auftritt. So habe ich schon oft Kinder getauft, deren Händchen und Füßchen stark angeschwellen waren; sie starben regelmäßig in kurzer Zeit. Auch diese Frau hatte nur noch den einen Wunsch, auf der Missionsstation, in der Heimat des Priesters, die auch ihre Heimat sei, weilen zu dürfen; von dort sei der Weg in den Himmel kürzer und leichter, denn dort sei die Kirche, das Haus Gottes, und stehe ihr jederzeit der Empfang der heiligen Sakramente offen.

Auch ihr konnte geholfen werden. Es gereicht uns stets zur eigenen Erbauung, wenn wir den lebhaften Glauben dieser Neuchristen sehen, sowie den Eifer, womit sie sich in großer Geduld und stiller Ergebung in Gottes heiligen Willen auf den Gang in die Ewigkeit vorbereiten.

Fürwahr, es ist etwas Schönes, Hoherhabenes um das Wirken und Schaffen in der Mission! Nur schade, daß die Zahl unserer Mitarbeiter so gering ist. Wie kommt es doch, daß man immer wieder in die Klage ausbrechen muß: „Die Ernte ist groß, der Arbeiter aber sind wenige?“ Vielleicht ist bei manchen eine übergroße Liebe zur engeren Heimat schuld, oder sie glauben für die eigenen Eltern und Geschwister sorgen zu müssen. Bei manchem mag der letztgenannte Grund ja zutreffen, doch sicher nicht bei allen. Glaube, starker, lebendiger Glaube tut uns not; haben wir ihn, so wird er uns alles in einem höheren, übernatürlichen Lichte schauen lassen, und alle menschlichen Scheingründe werden von selbst verschwinden. „Credo, Domine; adjuva incredulitatem meam! Ich glaube, Herr; hilf meinem Unglauben!“ Mark. 9, 23.

Eine erbauende Tauffeier.

Vom Hochw. P. Canisius Pfingstmann.

Mariazell. — Die katholische Kirche hat bekanntlich die Taufe der Erwachsenen mit überaus schönen, tiefsinnigen Zeremonien umgeben, die auf jeden Zuschauer den tiefsten Eindruck machen, zumal, wenn man deren Sinn und Bedeutung kennt.

Nun hatte ich meinen Täuflingen zwar jedesmal die einzelnen Zeremonien eingehend und wiederholt erklärt, allein beim Taufakte schien es mir doch, daß sie vieles wieder vergessen hätten. Ein anderer Punkt, der mir zu schaffen machte, war der, daß bei einer Taufe von 50 bis 60 Personen viele Zeremonien ebenso oft wiederholt werden müssen; das nimmt natürlich viele Zeit in Anspruch und die Täuflinge sowohl, wie die Zuschauer beginnen unwillkürlich zu ermüden. Diesem doppelten Uebelstand wollte ich abhelfen und zwar einerseits durch das Einschalten religiöser Lieder, und andererseits durch eine Erklärung der Zeremonien beim Taufakte selbst.

Zu diesem Behufe ließ ich durch meinen schwarzen Hilfspriester, Andreas Ngidi, alle bei der hl. Taufe vorkommenden Gebete und Exorzismen in die Landessprache übersetzen, während ich selbst eine kurze Erklärung der Zeremonien schrieb. Beim Taufakte selbst, der Sonntag, den 7. Dezember 1913, stattfand, gingen wir folgendermaßen zu Werke:

Die 41 Täuflinge waren mit ihren Paten vor der Kirche aufgestellt. Ein eingeborner Lehrer las zunächst eine Art Anrede vor, worin kurz angezeigt war, was sich heute hier ereignen sollte. Als sodann der Priester aus der Kirche kam und den Katechumenen entgegen ging, las der erwähnte Lehrer laut, langsam und deutlich folgendes:

„Der Priester, mit Chorrod und violetter Stola bekleidet, tritt aus der Kirche und geht den Täuflingen entgegen. Das bedeutet: jene, die außerhalb der Kirche stehen, haben noch kein Recht, die Kirche zu betreten, denn sie sind mit der Erbsünde behaftet und zählen noch nicht zu den Kindern Gottes. Das weiße Kleid, das der Priester trägt, weist auf die Reinheit hin, die er ihnen heute bringen will, während die violette Stola, das Zeichen der Demut und Buße, sie an den traurigen Zustand der Erbsünde erinnert. — Der Priester kommt